



Das Schubert-Quintett verfehlte seine Wirkung nicht.

Zeichnung: Linda Graedel

Musik und Magenknurren

Am Montagabend gaben die Meister selbst den Startschuss für die 22. Schaffhauser Meisterkurse. Ein konventioneller Konzertbericht würde dem Anlass kaum gerecht werden. Es folgt deshalb ein essayistisches Experiment.

Tobias Bolli

So, der Artikel ist fertig geworden und schön ins Layout eingefügt – danke an die Dienstredaktorin. Gleich also etwas anderes. Vom Thema Arbeitslosigkeit zum Galakonzert im Stadttheater. Ein fliegender Wechsel, der nur in unserem Berufswiderfahrts. Andererseits war ja auch Schubert, der gleich gespielt werden soll, ein armer Schlucker. Essen und Unterkunft bei Freunden. Hat dem Wirt für seinen Wein ein bisschen was auf dem Klavier gespielt. Mit 31 an der Syphilis gestorben. Wirtschaftlich total gescheitert – und trotzdem unsterblich.

Schon wieder finden also die Schaffhauser Meisterkurse statt. Ich habe das Gefühl, erst gestern mit der Studentin der letzten Kurse durch die Altstadt spaziert zu sein. Wie hiess sie schon wieder? Anastasia? Eine schöne Frau, aber das muss ich für mich behalten.

Gerade waren die beiden Herren noch bei mir im Studio – Werner Bärtschi und Wen-Sinn Yang, der als Dozent im Einsatz ist. Er sei erkältet, könne kaum sprechen, behauptete er vor dem Gespräch. Und hat dann doch mit Ausdauer aus dem Nähkästchen geplaudert. Erst recht Bärtschi, der Organisator. In seinem knalligen Hemd und mit seinem mystischen Anhänger hatte er was von einem Guru oder Seelenführer. Ein kunterbunter, wunderbarer Vogel! Es ist schön, wenn man sich um nichts mehr scheren muss und sein kann, wie man will.

So, jetzt muss ich los, Bärtschi spielt gleich was von Beethoven. (Er wird dafür

doch nicht das gleiche Hemd anziehen?) Und was spielt er schon wieder? Die letzte Klaviersonate. Sie hat die gleiche Nummer wie mein Redaktionszimmer, will mich daran erinnern, dass ich nicht nur geniessen darf, sondern für meine Arbeitgeberin auch ein bisschen aufpassen soll. Jetzt schnell raus aus der Winterjacke und das Ticket holen. Und Augen auf: Vielleicht bietet sich irgendwas für einen originellen Einstieg an. Klassik und Klickzahlen, eine schwierige Geschichte ...

Auf der Bühne trägt er also ein blaues, immer noch sehr auffälliges Hemd. Und macht es am Anfang ein bisschen zurückgelehnt und gemächlich. Hat sich Beethovens Neffe nicht umbringen wollen, als er ihm anvertraut wurde, wollte er sich dem unerträglichen Onkel nicht ultimativ entziehen? Nein, das war später. Aber er, der taube Titan, war auch dann schon schwierig – ein bisschen verstimmter und polternder darf der erste Satz schon sein.

Mir gefällt, mit welcher Ernsthaftigkeit die Notenwenderin die Partitur umblättert. Sie ist in einem Alter, in dem man jegliche Neigung zur klassischen Musik meint ausschliessen zu müssen – und ist offensichtlich trotzdem dafür eingenommen. Wenn Bärtschi kleinere Fehler unterlaufen, verzieht die Dienerin der Kunst keine Miene. Die Personen vor mir (es sind nicht viele gekommen) schauen etwas gelangweilt. Hoffentlich hören wenigstens die Schülerinnen und Schüler zu. Irgendwo auf den oberen Rängen habe ich ein paar gesehen. Endlich ist der erste Satz fertig (er packt

mich in keiner Interpretation). Der zweite beginnt und er beginnt schön. Vielleicht werde ich «lyrisch» schreiben, oder doch eher «schwebend, innig, zart». Bärtschi schöpft mit seiner Erfahrung jetzt jedenfalls aus dem Vollen. Nur leider wird diese Töne niemand hören, der nachher meinen Artikel liest. Der Fluch des Konzertberichts: Eine angeklebte Etikette muss als Ersatz für den Inhalt herhalten – und dann noch für so einen Inhalt.

Hat nicht Thomas Mann einmal geschrieben, er höre in den letzten Noten so etwas wie einen Gottesbeweis? Eine ästhetische Evidenz, eine unmittelbare, für das Überweltliche? Das ist zu pathetisch. Vielleicht lässt sich der zweite Satz mit einem Rothko-Gemälde vergleichen. Mit einem Portal, hinter dem sich ein Raum auftut, dessen Grösse keinen Sinn ergibt? Man wird angesogen, steht davor und steht gleichzeitig dahinter. Vielleicht ist auch das zu wenig greifbar. Wohnt Bärtschi nicht am Kometensträsschen? Das passt hervorragend – der Komet Bärtschi nimmt uns mit in eine andere Galaxie (oder wenigstens ein weit entferntes Sonnensystem).

Er verneigt sich. Gerade ohrenbetäubend ist der Applaus nicht. Vielleicht ist den Leuten weniger nach einer anderen Galaxie und mehr nach dem anschliessenden Apéro zumute. Auch mir knurrt der Magen. Jetzt heisst es durchhalten. Es kommt nur noch Schubert.

Aber zuerst kommt Wen-Sinn Yang auf die Bühne. Er kündigt an, was ich schon weiss: Matthias Lingenfelder hatte einen medizinischen Notfall in der

Familie. Nachdem er am Samstag schon in Schaffhausen gelandet war, musste er kurzerhand wieder kehrtmachen. Für ihn springt Helena Winkelmann ein. Die Schaffhauser Komponistin spielt also Schubert und übernimmt (was ich nicht wusste) ad hoc den ganzen Unterricht für diese Woche.

Er sei erkältet, sagt Yang. Er werde aber versuchen, nicht zu husten – werde nur husten, wenn es ihn überkomme. «Und Sie aber, husten Sie nicht.» Dieser Imperativ gefällt mir. Nichts Schlimmeres als ein Hustenanfall in einem schönen, ruhigen Satz. Die grösste Musikmagie ist machtlos dagegen – verpufft angesichts des unwillkürlichen Atemkrampfs sofort. Aber jetzt also noch Schubert, eines dieser späteren Werke, das er mit 30 Jahren komponiert hat. Kurz vor seinem Tod. Ich denke an seine Grabinschrift: «Die Tonkunst begrub hier einen reichen Besitz, aber noch viel schönere Hoffnungen.» Vielleicht werde ich das in meinen Text einbauen.

Alle sind sie jetzt auf der Bühne: die jungen Geschwister Ania und Sophie Druml, Jürg Dähler, Wen-Sinn Yang, der sich das Husten stoisch untersagt, und nicht zuletzt Helena Winkelmann, die kurzfristig eingesprungene. Schon bevor das Stück begonnen hat, warte ich auf den zweiten Satz. Die «himmlischen Längen» des ersten haben es mir nicht sehr angetan – oder taten es mir vorher nicht an. Ich habe immer gleich zum langsamen Satz vorgespult und fast nur den gehört.

Aber jetzt: Die leisen, tastenden Töne berühren mich. Das Thema, das sich

langsam entfaltet, der Wechsel zwischen Schatten und Licht. Ich mache mir eine Notiz: «sichtliche Freude am Spiel» und «Lächeln trotz existenzieller Krise». Mit der Krise sind die unheimlichen Wallungen Schuberts gemeint, mit dem Lächeln Dähler und Winkelmann. Sie geniessen die Wirkung der Musik – und spielt, als habe sie sich ein Leben lang auf dieses Stück vorbereitet, was in einem gewissen Sinne ja auch zutrifft. Aber mein Gott, sie spielt wirklich gut!

Der langsame Satz beginnt und stoppt die Zeit. Meinetwegen darfer auch ewig dauern, viel schöner wird das Leben nicht. Werden Maschinen einmal solche Sachen komponieren? Ich hoffe nicht. Falls ja, können wir ihnen das Szepter weiterreichen. Das Scherzo kommt, ich fand es immer langweilig, zu viel der Wiederholung. Aber jetzt überwältigt mich die Passage im Mittelteil. Darf man im Konzertsaal weinen? Ich frage mich das erst, als es schon zu spät ist. Ich denke zurück an Mahler-Symphonien, an Bruckner, an Brahms, an Wagners Parsifal in Bayreuth und finde wenig – fast gar nichts –, das eine ähnlich grosse Wirkung hatte. So viel Schönheit, so viel Trauer, so sehr blossgelegt. Das ist Kunst. Wenn ich nun bloss nicht darüber schreiben müsste.



«Hüt im Gschpräch» mit den Dozenten Wen-Sinn Yang und Werner Bärtschi unter www.shn.ch/click